

Die erste bedeutsame Etappe ist vorüber. Sie ist gekennzeichnet durch einen künstlerischen Kampf um die Form, die das Leben der Zeit widerspiegelt. Aus einer Künstlerbewegung ist eine nationale Kulturbewegung geworden, die auf alle Gebiete der menschlichen Betätigung übergreift und zahllose wirtschaftliche, soziale und geistige Probleme in Verbindung mit den künstlerischen Interessen umfaßt. War diese zehnjährige Periode, auf die wir zurückblicken, eine Zeit der Gärung und der Umwälzung der künstlerischen Anschauungen, so wird die Zukunft eine Zeit der Anwendung und umfassenden Durchführung der gewonnenen Grundsätze sein. Nicht alle Zeiten können im gleichen Maße fruchtbar sein. Auf Perioden intensiver Ideenproduktionen pflügen lange Zeiträume der ruhigen Arbeit zu kommen, die den gewonnenen Besitz sichern und ausbauen. Zehn Jahre geistige und künstlerische Revolution genügen, um hundert Jahre mit Ideenvorrat und ausführender Arbeit zu versorgen. In der Hauptsache ist der Kampf entschieden und die künstlerische Form im Prinzip festgestellt. Es kann sich heute keiner mehr hinsetzen und irgend eine Sache entwerfen, ohne daß seine Ideen einen Weg finden, der nicht vorher schon betreten und vorgezeichnet wäre. Vorläufig stehen die Grundsätze der schönen Gestaltung fest, so lange wenigstens, bis ein ungewöhnlicher Genius die Welt mit einer neuen Offenbarung überrascht und neuerdings einen Umsturz herbeiführt.

Die Freiligrath-Legende.

Von Wilhelm Bloß.

Am 17. Juni 1910 werden hundert Jahre verfließen sein, seitdem Ferdinand Freiligrath das Licht der Welt erblickt hat. Es ist vielleicht gut, wenn man vor der Säcularfeier einmal gründlich untersucht, was an der alten Behauptung ist, wonach Freiligrath im Jahre 1870 seine früheren demokratischen und sozialistischen Anschauungen verleugnet und sich dem nationalliberalen Gumpatriotismus zugewendet haben soll. Wie es immer geht, hat man das noch weiter ausgesponnen und ohne nähere Untersuchung so obenhin behauptet, Freiligrath habe sich für die Vorherrschaft Preußens in Deutschland und für die Bismarcksche Politik begeistert.

Indem ich Freiligraths Lebenslauf, seine Entwicklung zum politischen und revolutionären Dichter, sein Exil vor 1848, seine Rückkehr im Revolutionsjahr, seine Tätigkeit an der „Neuen Rheinischen Zeitung“ unter der Chefredaktion von Karl Marx und sein abermaliges Exil in England als im allgemeinen bekannt voraussetze, gehe ich gleich zur letzten Periode seines Lebens über, in der das entstand, was ich als Freiligrath-Legende bezeichne. Im Jahre 1867 war die Bank in London, bei der Freiligrath Beschäftigung gefunden hatte, zusammengebrochen, und Freiligrath war mit 57 Jahren subsistenzlos geworden. Da wurde in Deutschland eine Sammlung für ihn angeregt. Ich erinnere mich der Begeisterung, mit der dieser Gedanke aufgenommen wurde und wie auch ich mein Scherstein für den so allgemein verehrten Dichter beitrug. Die Sammlung ergab etwa 180 000 Mark, ein „Nationalbank“, wie er noch nie einem deutschen Dichter zuteil geworden war. Es war wesentlich das demokratische Deutschland, das diese reiche Spende aufgebracht hatte, denn damals waren die Erinnerungen an 1848 im deutschen Bürgerthum noch sehr stark, trotz der preußischen Siege von 1866.

Als Freiligrath 1869 zu Bielefeld und Detmold öffentlich sich bedankte, rief er in seinem Gedicht „Im Teutoburger Wald“ den Deutschen zu:

Die Republik, trotz Kampf und Wunden,
Sah't ihr bis heute nicht gemacht!

Er hatte sich übrigens seit längerer Zeit von jeder aktiven Politik zurückgezogen. Bald nachdem er sich in Stuttgart und Cannstatt niedergelassen hatte, brach der Deutsch-Französische Krieg aus; und Freiligrath schleuderte jene Gedichte in die Welt, die man als „patriotisch“ im chauvinistischen Sinne bezeichnet, und aus denen man einen Abfall von seinen früheren demokratischen Anschauungen hergeleitet hat.

Sehen wir uns diese Gedichte einmal näher an.

Es sind nur sechs an der Zahl. Für unsere Betrachtungen scheiden vier davon gleich von vornherein aus. Das Gedicht „So wird es geschehen!“ ist gegen Napoleon III. gerichtet, ein glühender Fluch gegen den „Zuaven in Purpur“; das Gedicht an „Wolfgang im Felde“ behandelt den Gedanken, „daß Wunden heilen besser, als Wunden schlagen ist“, und ist gegen die „Barbarei“ des Krieges überhaupt gerichtet; die „Trompete von Gravelotte“ behandelt einen den dichterischen Drang leicht anregenden Vorgang, ist aber im wesentlichen eine ergreifende Totenklage; das Gedicht „Freiwillige vor!“ schildert, wie ein im Felde sterbender Landwehrmann sich nach dem Weihnachtsbaum daheim sehnt, und fordert zu Beiträgen auf für den Kölner Weihnachtsbasar zum Besten der Familien der ausgewickelten Landwehrlente. Es kommen also nur zwei Gedichte in Frage, nämlich „Hurra Germania“ und „An Deutschland!“, dieses das Widmungsgebidicht in der ersten Ausgabe seiner gesammelten Dichtungen.

Alle sechs Gedichte fallen in die Zeit vom 25. Juli bis Dezember 1870. Im Dezember erschien „Freiwillige vor!“, das sich auf die großen Zeitereignisse nicht direkt bezieht. Man kann sagen, daß Freiligrath 1870 sich nur vom Juli („Hurra Germania“) bis Oktober („An Deutschland“) hat vernehmen lassen; gleich nach der Schlacht von Sedan hat er geschwiegen, und zur Neugestaltung Deutschlands hat er sich nur in einigen Zeilen, aber, wie wir sehen werden, durchaus nicht im Sinne nationalliberaler Hurräpatrioten geäußert.

Das Gedicht „Hurra Germania!“ entstand in jener Zeit der gewaltigen Erregung, als Napoleon III. den Krieg erklärt hatte. Damals wußte man noch nicht, daß die Unser Depeſche aus einer „Schamade“ zu einer „Fanfare“ gemacht und daß Napoleon zum Loßschlagen gezwungen worden war. Dem demokratischen Deutschland war Napoleon III. noch besonders verhaßt als der Urheber des blutigen Staatsstreichs vom Dezember 1851, als der Hauptfeind der europäischen Demokratie. Gegen diesen als frechen Friedensstörer erscheinenden Tyrannen, der Deutschland mit seinen Söldnerhorden, mit seinen Zuaven und Turcos überschwemmen wollte, war das „Hurra Germania!“ gerichtet, das eigentlich nur der Freude darüber Ausdruck gibt, daß Deutschland sich zusammengesunden habe, um Napoleons Angriff abzuwehren. Auch Herwegh wurde von dieser Stimmung mitgerissen und schleuderte im August 1870 gegen Napoleon die Verse:

Von den Thronen ward als Retter
Hochgepriesen der Tyrann;
Endlich zieht das Donnerwetter
Eines Volks auf ihn heran!

Braust vernichtend ihm entgegen
Schlachtentblich auf Schlachtentblich!
Aufgeweckt von deutschen Schlägen
Nähst sich endlich die Justiz.

Die Hoffnung, daß der Kampf mit dem Sturze des verhaßten Napoleon enden werde, drängte vorläufig fast überall weitergehende Erwägungen zurück.

In dem Gedicht „An Deutschland!“, das mit einer ergreifenden Totenklage beginnt und fortfährt: „Und immer noch darf das Eisen, das blutige, nicht ruhn“, spricht Freiligrath seine Sehnsucht aus,

Daß auß Gekirr der Waffen
Ein langer goldner Tag
Für der Freiheit frühliches Schaffen
Den Völkern glängen mag;

Daß, thronend in aller Mitte,
Du walten magst in Ruh'
Des Rechts, des Lichts, der Sitte,
Freieinig's Deutschland du!

Mit der Wortfügung „freieinig“ will Freiligrath offenbar andeuten, daß ihm die Freiheit Deutschlands über die Einigung ging. Eine andere Äußerung zur

Neugestaltung Deutschlands findet sich in den Dichtungen Freiligraths vor 1870 nicht. Das neue Reich, das er begrüßt hat, war ein anderes als das Reich Bismarcks, und schon darum darf man ihn nicht mit den Geibel, Redwitz, Greif und anderen Poeten verwechseln, die vor Bismarck das Rauchsfaß schwangen und das Reich priesen, so wie dieser es gestaltet hatte. Übrigens kommt das Wort „Deutsches Reich“ in Freiligraths Dichtungen gar nicht vor. Von der Annexion der beiden Provinzen hat Freiligrath gar nicht gesprochen; wenn er aber vom dauernden, vom „echten und rechten“ Frieden sprach, nach dessen Abschluß die Welt endlich aufatmen könne, so konnte er nur einen solchen Frieden meinen, der für Frankreich ehrenvoll war.

Die Hoffnung, daß das deutsche Volk für seinen opfervollen Kampf gegen Napoleon mit freihetlichen Einrichtungen werde belohnt werden, war 1870 so stark wie 1813 und wurde ebenso enttäuscht. Der „goldne Tag“, den Freiligrath ersehnte, ist nicht erschienen. Wir werden sehen, daß Hoffnungen wie die seinen damals auch bei der Sozialdemokratie existierten.

Das „Hurra Germania!“ hatte aber eine ganz andere Wirkung, als der Dichter vielleicht erwartete. Der Form nach paßte das Gedicht in die wild erregte Zeit, und der furor teutonicus, für den es sicherlich nicht bestimmt war, bemächtigte sich seiner, gerade weil der Inhalt nur einen einzigen Gedanken aussprach, der allen damals gemeinsam war. Dieselben Leute, die drei Jahre zuvor bei der Freiligrath-Sammlung es mit Entrüstung zurückgewiesen hatten, für den „Revolluzzer“ Freiligrath auch nur einen Pfennig zu zeichnen, brüllten ohne Unterlaß jetzt „Hurra Germania!“ Die „Siegesklimmel“, jene Vierphiltster, die sich daheim am Stammtisch mit den Laten der Armee rühmten, prügelten, wo es ging, unter dem Schlachtruf „Hurra Germania!“ Demokraten und Sozialisten durch, wenn diese Einspruch gegen die blöde Franzosenfresserei oder gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen erhoben. So entstand eine irrige Auffassung von Freiligraths Dichtungen. Während die Hurrapatrioten ihn zu sich rechneten, zählten ihn die Demokraten und Sozialisten zu den Abtrünnigen. Diese Auffassung schien sich später zu bestätigen, als das Buch „Das malerische und romantische Westfalen“, das früher von Freiligrath und Levin Schücking zusammen herausgegeben worden war, in neuer Auflage erschien, und zwar mit einer Widmung an Kaiser Wilhelm I. Das machte gewaltiges Aufsehen, aber Freiligrath, der sonst zu den verschiedenen Angriffen geschwiegen hatte, gab in diesem Falle die Erklärung ab, daß die Widmung ohne sein Wissen und Zutun von Levin Schücking dem Werke vorangestellt worden sei.

Da der Vorwurf des Abfalls von seiner früheren Gesinnung gegen Freiligrath später fast durchweg aus der Sozialdemokratie erhoben worden ist und noch erhoben wird, so ist es notwendig, zu betrachten, wie sich die Sozialdemokratie selbst im Jahre 1870 verhalten hat.

Als der norddeutsche Reichstag die Kriegsanleihe von 120 Millionen Talern bewilligte, stimmten auch die sozialdemokratischen Abgeordneten Schweizer, Frißsche und Hasenclever dafür. Schweizer und Hasenclever gehörten zu den Lassalleanern, Frißsche hatte sich den Eisenachern angeschlossen. Diese Abstimmung war gewiß eine wirksamere Unterstützung der Bismarckschen Politik, als das Gedicht „Hurra Germania!“ Aber niemand ist es jemals eingefallen, die genannten Abgeordneten wegen dieser Abstimmung als Abtrünnige zu bezeichnen. Die Eisenacher Liebknecht und Bebel enthielten sich als Mitglieder der Internationalen Arbeiterassoziation der Abstimmung, weil sie „weder der preussischen Regierung ein Vertrauensvotum geben, noch die verberecherte Politik Napoleons billigen“ wollten.

Aus dieser Abstimmung entwickelte sich ein tiefgehender Konflikt zwischen Liebknecht, dem Redakteur des „Volkstaat“, des Organs der Eisenacher, und dem leitenden Ausschuß dieser Fraktion zu Braunschweig. Der Ausschuß, dessen hervorragendste Persönlichkeit Bracke war, erließ am 24. Juli einen Aufruf, worin es hieß, die Sozialdemokratie müsse mit aller Entschiedenheit Deutschland gegen

Napoleon verteidigen helfen, denn „vielleicht entsteht aus den großen Wirren von heute zu unserer aller Freude in nächster Zukunft der deutsche Staat. Unsere Aufgabe ist es, bei der Geburt dieses, so hoffen wir, ganz Deutschland umfassenden Staates bestimmend mitzuwirken, damit, wenn es möglich ist, nicht der dynastische Staat, sondern der sozialdemokratische Volksstaat ins Dasein tritt; unsere Aufgabe ist es — mag der gewordene neue Staat bei der Geburt noch dynastische Färbung tragen —, ihm in ernstem, schwerem Kampfe den Stempel unserer Ideen aufzudrücken.“

Diese Hoffnung und die Hoffnung Freiligraths auf den „langen goldnen Tag“ sind nicht sehr verschieden.

Dem Aufruf war ein Brief von Karl Marx eingefügt, in dem es hieß, daß der Krieg von 1870 einen Krieg mit Rußland im Schoße trage. Aber Marx fügte hinzu: „Es hängt ganz von dem Verhalten der Sieger ab, ob dieser Krieg nützlich oder schädlich. Nehmen sie Elsaß-Lothringen, so wird Frankreich mit Rußland Deutschland betriegen. Es ist überflüssig, die unheilvollen Folgen zu deuten. Schließen sie einen ehrenvollen Frieden mit Frankreich, so wird jener Krieg Europa von der moskowitzischen Diktatur emanzipieren, Preußen in Deutschland aufgehen machen, dem westlichen Kontinent friedliche Entwicklung erlauben, endlich der russischen sozialen Revolution, deren Elemente nur eines solchen Stoßes von außen zur Entwicklung bedürfen, zum Durchbruch helfen, also auch dem russischen Volke zugute kommen.“

Aber wenn Marx auch die Möglichkeit eines solchen ehrenvollen Friedens betonte — den „echten, rechten“ nennt ihn Freiligrath —, so sprach er doch auch zugleich die Befürchtung aus, es werde zu einem solchen nicht kommen, womit er recht behielt.

Gleich nach Sedan wurde es deutlich, daß nur ein Rollentausch stattgefunden hatte. War Napoleon bisher der Hauptfeind der europäischen Demokratie gewesen, so war es nunmehr Bismarck mit seiner preussischen Militärmacht geworden. Demokratie und Sozialdemokratie protestierten gegen die Fortsetzung des Krieges und gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen, worauf Bismarck mit zahlreichen Verhaftungen, auch des ganzen Braunschweiger Ausschusses, antwortete.

Als Freiligrath diese Wendung sah, schwieg er beharrlich, und zwar, wie wir gesehen, von Anfang Oktober 1870 ab. Er hatte auf ein „freieiniges“ Deutschland „von unten auf“ gehofft, und es ist nicht wahr, daß er die Bismarcksche Neugestaltung Deutschlands jemals befangen hat. Über die Stimmung in seinem damaligen engeren Freundeskreis gibt ein Gedicht von Theobald Kerner vom Januar 1871 Auskunft. Dort heißt es:

Und auf Wilhelmshöh' statt auf Galgenhööh'
Der gestürzte Missetäter,
Und ringsum Parteihäß und blutiges Weh
Und „Franzosenfreund“ und „Verräter“
Gescholten ein jeder, der's menschlich meint
Und der den Menschen auch ehrt noch im Feind!
Zwerghafte Größe der Zeiten!“

Mehrere Freunde Freiligraths, so Ludwig Malestode, Theobald Kerner und Schmidt-Weisenfels, haben mir gegenüber des öfteren geäußert, daß er seinen Anschauungen von 1848 durchaus treu geblieben sei.

Es mag noch betont werden, daß Freiligrath, wie die meisten Dichter, kein strenger Parteimann gewesen ist. Als er sich im Jahre 1848 der von Marx, Engels, Wilhelm Wolff, Lassalle und Rittinghausen geleiteten sozialistischen oder kommunistischen Bewegung angeschlossen, war der Geist dieser Richtung in ihm vollkommen lebendig, wie aus verschiedenen Gedichten, so „Von unten auf“, „Jeland“,

„Vor der Fahrt“, „Die Toten an die Lebenden“ usw., hervorgeht. Namentlich die historische Bewertung der Junischlacht von 1848:

Ihr von des Zukunftsdranges Sturm am weitesten Getragenen,
Ihr Junikämpfer von Paris, ihr siegenden Geschlagenen!

ist dafür charakteristisch. Bei einigen Gedichten erkennt man, wie bei Heine, eine Anregung von Marx.

Sedenfalls hat das Kommunistische Manifest die Grundlage für die Anschauungen des Dichters gebildet; mit weiteren Studien der sozialistischen Literatur scheint er sich nicht in dem Maße befaßt zu haben wie seine Redaktionskollegen von der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Bei diesen hatte sich eine scharfe Trennung von der bürgerlichen Demokratie vollzogen, während Freiligrath seine Beziehungen zu dieser aufrecht erhielt, woraus sich in der Flüchtlingszeit Differenzen ergaben.

Zieht man das Fazit, so ergibt sich, daß Freiligrath 1870 seine kriegerischen Hymnen sang, als noch bei allen freiheitlich gestimmten Elementen die Möglichkeit vorhanden schien, der Krieg könne ein „freieinigtes“ Deutschland bringen. Als diese Hoffnung schwand, verstummte der Dichter.

Unseren nationalliberalen Patrioten sei es gegönnt, „Hurra Germania!“ zu singen, so viel sie wollen. Es ist lächerlich, wenn sie den Dichter wegen seiner 1870er Gedichte für sich reklamieren, und die nationalliberalen Professoren, die in „historischen“ Werken ihn von der Demokratie loslösen wollen, begehen eine grobe Fälschung. Der Dichter, der die schönsten Revolutionslieder aller Zeiten gesungen, hat naturgemäß seinen Platz bei der Demokratie.

Bücherschau.

Erinnerungen eines Waisenknaben. München, G. Reinhardt. 117 Seiten. Broschiert 1 Mark.

Ich suche meine Mutter. Jugendgeschichte eines Findelkinds. Diesem nach erzählt von Max Winter. München, G. Reinhardt. 111 Seiten. Broschiert 1 Mark.

Die rege Nachfrage, die die Jugendgeschichte unserer Genossin Adelheid Popp gefunden hat, scheint den Münchener Verlag bewogen zu haben, in der Herausgabe autobiographischer Glendokumente fortzufahren. Wenigstens werden die beiden neuen Bücher als zweiter und dritter Band einer Serie „Lebensschicksale“ vorgestellt. Nach dem Vorwort des Verlags sollen diese Lebensschicksale als Selbstschilderungen Ungenannter dazu beitragen, über „die wirtschaftlichen und geistigen Zustände der unteren Schichten“ Aufklärung zu verbreiten. Man braucht die Wirkung solcher Kulturdokumente auf die gutsituierte Welt nicht zu überschätzen. Was den Bourgeois etwa zu proletarischen Glend Schilderungen greifen läßt, ist in den meisten Fällen Neugier oder das Sensationsbedürfnis des Mannes, der sich auf festem Lande gern von gruseligen Seeunfällen erzählen läßt. So wenig agitatorische Wirkung diese Arbeiterlebensschicksale in der bürgerlichen Welt mithin haben mögen, so viel bedeuten sie jedoch dem Proletariat. Die Selbständigkeit, mit der die unterste Klasse handelnd auf die Weltenbühne tritt, spiegelt sich in der Selbständigkeit, mit der das Proletariat sein Leben, Fühlen, Kämpfen durch eigenen Griffel schildert. Und weiter: autobiographische Glendbilder erzählen uns nicht nur von den Lebensumständen der Enterbten, sondern noch mehr davon, wie diese Umstände auf den einzelnen wirken und wie er sich mit der Umwelt auseinandersetzt. Manch Neues sagen also diese Lebensschicksale auch dem, der von des Proletariats Daseinsqual aus eigener Erfahrung weiß. Wer kennt nicht die Pein des Waisenkinds! Und trotzdem: wer erstaunt nicht in tiefster Empörung, wenn er die vorliegenden Erörterungen eines Waisenknaben liest, diesen Leidensgang